Aptum
Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur

Herausgeber:

Prof. Dr. Jürgen Schiewe
Ernst Moritz Arndt Universität
Institut für Deutsche Philologie
Rubenowstr. 3
17487 Greifswald
E-Mail: jschiewe@uni-greifswald.de

Prof. Dr. Martin Wengeler
Heinrich-Heine-Universität
Germanistische Sprachwissenschaft
Universitätsstr. 1
40225 Düsseldorf
E-Mail: wengeler@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Wissenschaftlicher Beirat:

William Dodd (Birmingham), Fritz Hermanns (Heidelberg), Andreas Musolff (Durham)
Uwe Pörksen (Freiburg i.Br.), Horst Sitta (Zürich), Georg Stötzel (Düsseldorf)

Manuskripte werden als Datei (möglichst im Format »Word für Windows«) und als Papierausdruck an die Schriftleitung erbeten. Der Text sollte einseitig und mit doppeltem Zeilenabstand geschrieben sein sowie auf dem Titelblatt den Autorennamen mit vollständiger Postanschrift und die E-Mail-Adresse enthalten.

Adresse der Schriftleitung:

Jana Kiesendahl, M.A.
Ernst Moritz Arndt Universität
Institut für Deutsche Philologie
Rubenowstr. 3
17487 Greifswald
E-Mail: jana.kiesendahl@uni-greifswald.de

Erscheinungsweise: 3 Hefte pro Jahr.

Das Jahresabonnement kostet € 54,– (Deutschland) bzw. € 60,– (Ausland).
Studierende erhalten bei Vorlage einer Immatrikulationsbescheinigung das Abonnement für € 42,– (Deutschland) bzw. € 48,– (Ausland). Der Preis des Einzelheftes beträgt € 20,–.
Kündigungsfrist: 6 Wochen zum Jahresende.

Bestellungen richten Sie bitte an Ihre Buchhandlung oder an den Verlag:
Dr. Ute Hempen Verlag, Carl-Schurz-Str. 87, D-28209 Bremen, Tel.: 0421/3479901
E-Mail: ute.hempen@hempen-verlag.de
Das Verlagsprogramm finden Sie unter www.hempen-verlag.de

© 2007 Hempen Verlag, Bremen
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Umschlaggestaltung: igelstudios, Igel b. Trier, Berlin unter Verwendung einer Seite aus Duden - Deutsches Universalwörterbuch A-Z

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany

ISSN 1614-905X

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Berkenkamp-Stiftung Essen
und des Rektoratfonds der Universität Greifswald

Jan Georg Schneider

Sprache als kranker Organismus. Linguistische Anmerkungen zum Spiegel-Titel „Rettet dem Deutsch!"

> Es gab folglich keinen Tag, an dem man die Sterbeurkunde der lateinischen Sprache hätte ausstellen können, und es wird ebenso keinen Tag gegeben haben, an dem man die Geburt der französischen Sprache hätte verzeichnen können. Es hat sich nie ereignet, daß die Bewohner Frankreichs erwacht sind und sich *bonjour* auf französisch gesagt haben, nachdem sie am Vorabend eingeschlafen sind und sich *sero* gesagt haben.
>
> (Ferdinand de Saussure)

0 Einleitung

Die Themen Sprachidentität und Sprachrichtigkeit erfreuen sich derzeit eines hohen öffentlichen Interesses, und somit ist es kaum verwunderlich, dass sich auch der „Spiegel" kürzlich mit einer Titelgeschichte in die Debatte einschaltete. Der Autor Mathias Schreiber, seines Zeichens „Spiegel"-Kulturchef, befasst sich in seinem Artikel „Deutsch for sale"[1] mit unterschiedlichsten Aspekten des oben genannten Themenfelds: ‚Sprachentod', Jugendsprache, computervermittelte Kommunikation, Anglizismen als Symptome des Sprachverfalls, deutsche Sprachidentität, Verein Deutsche Sprache, Deutsch in der EU, Rolle des Goethe-Instituts, Rolle der deutschen Sprachwissenschaft usw.

Allein schon die Materialfülle bietet also ausreichend Anlass für eine genaue Analyse des Textes aus linguistischer Perspektive.[2] Eine solche möchte ich im Folgenden vornehmen,[3] wobei das – neudeutsch gesprochen – ‚Close-Reading' vor allem dazu dienen soll, zwei Fragen zu beantworten: Wie konzeptualisiert der Autor Sprache? Welche Argumentationsstrategien und rhetorischen Schemata verwendet er, um sein Anliegen zu verdeutlichen? Die Arbeitshypothese lautet, dass seine Sprachauffassung, seine Argumente, seine Darstellungsweise und die Metaphorik, an der er sich orientiert, in vielerlei Hinsicht als paradigmatisch für die derzeitige po-

1 Der Spiegel, Nr. 40/2006, 182-198. Die entsprechende Überschrift auf der Titelseite lautet „Rettet dem Deutsch! Die Verlotterung der Sprache". Alle Seitenangaben ohne expliziten Literaturhinweis beziehen sich im Folgenden auf diesen Artikel Schreiber 2006.

2 Vgl. auch Gerdes 2006.

3 Für hilfreiche Anregungen und konstruktive Kritik zum vorliegenden Artikel danke ich Gerhard Horriar und Jörg Schläger.

puläre Sprachkritik betrachtet werden können. Somit bietet es sich an, beim Close-Reading auch Bezüge zu anderen Protagonisten der öffentlichen Metasprachdiskurse herzustellen: insbesondere zum „Spiegel Online"-Kolumnisten Bastian Sick, von Schreiber (185) als „Sprachheld" angepriesen, sowie zum anglizismenkritischen „Verein Deutsche Sprache" (VDS), dem er sich in seinem Artikel recht ausführlich widmet.

Bei der Analyse des Artikels werde ich u.a. anhand von Textbeispielen zeigen, dass sich Schreibers Darstellung beinahe durchgängig an der Metaphorik von Sprache als Organismus orientiert: Ein Organismus kann geboren werden und sterben; er hat eine Blütezeit und ein Alter, er kann erkranken und verfallen, er ist eine klar „abgrenzbare Einheit".[4] Ein Sprachsystem erscheint in dieser Perspektive als ein abgeschlossenes organisches Gebilde, das durch Einflüsse von außen in seiner Identität gefährdet ist[5] und das daher, so Schreiber (198), der „Nothelfer" bedarf: „Die Sprache ist in Not. Einige Nothelfer haben sich inzwischen aufgerafft. Noch viel zu wenige."

Im zweiten Hauptkapitel des Aufsatzes löse ich mich dann etwas von Schreibers Artikel und diskutiere die linguistischen Implikationen der Organismusmetaphorik, indem ich einige Argumente referiere und diskutiere, die Ferdinand de Saussure bereits 1891 in seiner Genfer Antrittsvorlesung gegen die – damals auch in der Linguistik sehr gängige – Organismus-Metapher ins Feld geführt hat. Der Aufsatz schließt mit einer kritischen Bestandsaufnahme derzeitiger öffentlicher Metasprachdiskurse in Deutschland und mit einem Vorschlag, wie man aus linguistischer Perspektive Sprachkritik betreiben könnte.

1 „Deutsch for sale" – Sprachkritik im „Spiegel"

Gleich am Anfang des Artikels hat die Organismus-Metaphorik ihren ersten Auftritt: „Mit dem Tod jeder Sprache stirbt eine Welt. Ein stilles Drama, das in allen möglichen Winkeln der Erde ohne Unterbrechung aufgeführt wird." (182) Als Symbol des allgemeinen Sprachensterbens wird die letzte Sprecherin von Nhanda, einer Sprache der australischen Aborigines, angeführt. Nun ist auch sie gestorben, und mit ihr ihre lebendige Sprache, die nur noch in konservierter Form weiterbesteht: auf den Tonbändern der Anthropologin Juliette Blevin. – Ja, Sprachen hören genau dann auf, als ‚lebendige' Kommunikationmedien zu existieren, wenn alle ihre Sprecher gestorben sind; diesem Befund ist ohne Zweifel zuzustimmen. Nun

4 Kritisch hierzu auch Spitzmüller 2005, 207.
5 Vgl. hierzu auch Ehlich 2006, 47.

vollzieht der Autor aber einen bemerkenswerten Argumentationsschritt: Er gelangt vom Nhanda-Beispiel aus zu der Frage, ob auch die deutsche Sprache „vom Aussterben bedroht" sei, eine Sprache, die allein in Europa von über 100 Millionen Menschen als Muttersprache gesprochen wird! Schreiber (182) äußert die Befürchtung, dass die Sprache Luthers, Kants, Goethes und Kafkas eines Tages auf die Bedeutung des Plattdeutschen „geschrumpft" sein könnte, „unentbehrlich allenfalls für das Hamburger Ohnsorg-Theater". Merkwürdig mutet eine solche Wertung schon an, zumal von einem Autor, der sich noch ein paar Zeilen zuvor mit recht pathetischen Worten über das weltweite Sprachensterben beklagt hatte. An diesem offensichtlichen Widerspruch zeigt sich, dass Schreibers Darstellung von einer impliziten, für die populäre Sprachkritik typischen[6] Vorentscheidung geleitet ist: der starren begrifflichen Trennung von ‚Sprache' und ‚Dialekt' – einer Trennung, die, linguistisch betrachtet, bekanntlich alles andere als unproblematisch ist.[7] Diese Vorentscheidung bleibt in Schreibers Text zwar implizit; jedoch liefert sie die einzig plausible Erklärung, warum er das Plattdeutsche, nicht nur im Gegensatz zum Hochdeutschen, sondern auch im Gegensatz zum Nhanda, für weitgehend ‚entbehrlich' hält.

Seine Befürchtung, dass Deutsch als Erstsprache langfristig aussterben könnte, vermischt Schreiber (183) nun mit einem völlig anderen Befund: Weltweit lernen immer weniger Menschen Deutsch (als Fremdsprache), und die Schuld daran trage nicht nur der „internationale Siegeszug des Englischen", sondern vor allem „die fast paranoide Lust der Deutschen an der Vernachlässigung und Vergröberung des eigenen Idioms". Über die kultur- und mentalitätskritische Diagnose, welche sich hinter dieser Formulierung verbirgt, könnte man sicherlich mit Gewinn streiten; sie wird an einer späteren Stelle von Schreibers Artikel auch noch einmal ausführlich aufgegriffen. Vorerst jedoch stellt der Autor mit dem Sprachkritiker Wolf Schneider kurz und bündig fest: „Es geht bergab mit der Sprache" (183). Gleichermaßen als Symptom und Ursache dieses Verfalls macht Schreiber zunächst die Jugendsprache und ‚neue Kommunikationsmedien' aus.

Beim Thema Jugendsprache stößt der Leser zum ersten Mal auf zwei rhetorische Schemata, die sich in Schreibers Text mehrfach wiederholen. Schema 1 wird in drei Gedankenschritten realisiert: Der Sprachgebrauch einer bestimmten Gruppe, hier ‚der Jugendlichen' wird kritisiert („Infantilisierung des Sprechens"), auf dieser Basis wird dann die Kompetenz der Sprecher dieser Gruppe in Frage gestellt („sprachliche Fähigkeiten drohen auf

6 Vgl. hierzu Schneider 2005, 157f. und 171ff.
7 Vgl. hierzu Harris 1998; vgl. auch Saussure 1997, 271-274. – An dieser Stelle sei auch an das berühmte, gerade in der Soziolinguistik immer wieder zitierte Bonmot erinnert: „A language is a dialect with an army and a navy."

SMS-Niveau abzusinken"[8]), und in einem letzten Schritt wird dies als Symptom für den Verfall der ganzen Sprache, des Organismus Sprache, gewertet: es geht eben bergab mit ihr. – In seinem Buch „Die Macht der Sprache" hat Jürgen Schiewe (1998, 254) gezeigt, dass sich dieses Schema wie ein roter Faden durch die Geschichte der Sprachkritik zieht. Was bei der Anwendung des Schemas immer wieder, ob beabsichtigt oder nicht, miteinander vermischt wird, sind die Betrachtung des Sprechens (parole), die der individuellen Kompetenz von Sprechern und die des Sprachsystems als ganzem (langue). – Auch beim „Spiegel" (Nr. 28/1984) hat dieses rhetorische Schema Tradition. Bereits vor über zwanzig Jahren titelte das Nachrichten-Magazin: „Deutsch ächz würg. Eine Industrienation verlernt ihre Sprache". Zur Untermauerung der These wurden fehlerhafte Sätze aus Schüler-Diktaten herausgepickt (bezeichnenderweise ohne irgendeine Bezugnahme auf entsprechende Statistiken), um dann auf dieser Grundlage die Sprachkompetenz der Schüler generell in Frage zu stellen.[9] Beruhigend, dass die Verlotterung schon 1984 im vollen Gange war. Schuld hatten damals übrigens nicht der Computer und das Internet, sondern Comics und das Fernsehen.

Auch das zweite rhetorische Schema, das ich im Folgenden das ‚Zwar-aber-Schema' nennen möchte und das Schreiber nicht nur bei der Diskussion der Jugendsprache anwendet, findet sich schon im „Spiegel" von 1984. Man will sich von Puristen und anderen verbohrten Sprachpflegern abgrenzen und beginnt die einzelnen Argumentationsstränge mit einschränkenden, gemäßigt anmutenden Formulierungen, um dann in einem nächsten Schritt umso deutlicher werden zu können. „Jugendsprache an sich ist ja etwas Erfrischendes und Gutes", so Schreiber (183; Hervorhebung von mir, J.G.S.) an der genannten Textstelle; jedoch führt er hierfür nach einer Reihe negativer, besser gesagt von ihm als negativ bewerteter Beispiele (*Megaknuddel* etc.) kein einziges positives an, sondern geht gleich im nächsten Abschnitt zur Generalabrechnung über: Die „sprachlich-moralische Verluderung" des Deutschen sei längst nicht mehr „auf bestimmte Krassheiten des Jugendjargons beschränkt", sondern „greif[e] lange schon aus auf immer mehr Felder der sprachlichen Kommunikation aller Schichten, Generationen, Institutionen und Milieus."[10]

8 Dies ist eine Formulierung von Miegel, die Schreiber zustimmend zitiert. Die Auffassung wird von Schreiber so eindeutig übernommen, dass man sie, ohne unsauber zu argumentieren, als Teil seines Argumentationsgangs begreifen kann.

9 Vgl. hierzu auch Schiewe 1998, 254.

10 Dasselbe rhetorische Schema wendet Schreiber beim Thema Anglizismen an („Kein vernünftiger Sprachbeobachter verteufelt Anglizismen ...", 185f.) sowie bei seinem Versuch, sich von „Ewiggestrigen" und „zopfigen Kathedergelehrten" abzugrenzen, die von der „falschen Voraussetzung ausgehen", dass es „so etwas wie sprachliche Reinheit überhaupt geben" könne (vgl. 188). – Im „Spiegel" von 1984 (Nr. 28, 129f.) findet sich eine Variante des Zwar-aber-Schemas bei der Erörterung der Frage, ob hinter dem „Alarm nur eine Art Bildungsdünkel steckt" – eine Frage, die Ausgewogenheit suggeriert, jedoch vom Autor ausschließlich rhetorisch eingesetzt wird.

Die vom Juristen und Fernsehökonomen Meinhard Miegel übernommene These, dass „sprachliche Fähigkeiten auf SMS-Niveau abzusinken" drohen, leitet nun zum zweiten Symptom der Verluderung über: den ‚neuen Kommunikationsmedien'.

> Das Handy, zumal seine ablesbaren „SMS"-Kurznachrichten („CU im East?" – gemeint ist „see you ..."), aber auch der E-Mail-Verkehr übers Internet, mitsamt den dort üblichen „Chatrooms", „Download-Portalen" und „Websites" sind nicht nur Medien dieses Verlusts, sondern Mitursachen. (183)

Die Kommunikationsmedien SMS, E-Mail, Chat und Website – auf die Anführungszeichen, die Schreiber hier verwendet, komme ich weiter unten zu sprechen – sind also nicht nur Vermittler, sondern auch Verursacher des diagnostizierten Kompetenzverlusts. Unter Berufung auf den thailändischen Germanisten Chetana Nagavajara führt Schreiber hierzu ein medientheoretisches Argument an. Bei der Kommunikation via technische Medien sind die Gesprächspartner, anders als bei der Face-to-Face-Kommunikation, räumlich nicht präsent, und dies führe dazu, „dass wir gegenüber unserer sozialen Umwelt weniger empfindlich" würden (183f.). Die medial vermittelte „Vielrederei" sei somit für die „jämmerliche Situation" der Sprache verantwortlich (Nagavajara). Auch hier wieder die Organismus-Metapher: Der Patient Sprache ist in einem miserablen Zustand und bedarf der ständigen Pflege.

Jenseits der Brachial-Polemik Schreibers und Nagavajaras (vorläufiger Höhepunkt: „Frieden den Kneipen! Krieg den Handys!", 184) könnte die medientheoretische Betrachtungsweise in der Tat einen interessanten Ansatz für Sprachkritik liefern. Die räumlich und zeitlich „zerdehnte Kommunikation" (Konrad Ehlich) via Telefon, E-Mail, Chat und SMS folgt jeweils unterschiedlichen Regeln; die Medien stellen unterschiedliche Spielräume für kommunikatives Handeln bereit.[11] In einer solchen Perspektive könnte man Abkürzungen wie *CU* oder *RUOK?*, die von Schreiber generell als Verfallserscheinungen gebrandmarkt werden, auch als kreative Problemlösungen auffassen (vgl. Spitzer 2005, 146), denn die Länge einer SMS beispielsweise ist schon durch die technischen Bedingungen stark restringiert; die beim ‚Simsen' verwendete Sprache passt sich dem Medium unter anderem in syntaktischer und lexikalischer Hinsicht an. Mit einer solchen Auffassung behauptet man keineswegs, dass SMS-spezifische Sprachprägungen in jeder Domäne, z.B. in einem Schulaufsatz, angemessen wären,

11 Vgl. hierzu u.a. Schneider 2006a, Spitzer 2005, 145f., Androutsopoulos/Schmidt 2002, Auer 2000.

und man stellt damit auch nicht in Abrede, dass es in Deutschland (und nicht nur hier) massive Bildungsprobleme gibt. Schreiber jedoch verbaut sich von vornherein den Weg für eine differenziertere Betrachtungsweise. Mediale Unterschiede zwischen geschriebener und gesprochener Sprache liegen ebenso außerhalb seines Blickfeldes[12] wie Textsortenunterschiede zwischen Zeitungsartikel und Roman.

Dies zeigt sich schon im nächsten Abschnitt. Dort beklagt Schreiber (184), dass „lange, architektonisch raffiniert gebaute Sätze", wie sie zum Beispiel bei Heinrich von Kleist und Thomas Mann zu finden seien, „allmählich aussterben". In den Sätzen Goethes und Heines habe die durchschnittliche Zahl der Wörter noch bei 30 bis 36 gelegen. Und Thomas Mann „brilliere" in dem Roman-Zyklus „Joseph und seine Brüder" mit einem Rekordsatz von 347 Wörtern. „Auf dem Boulevard, doch auch im seriösen Radio und Fernsehen" sei dagegen „der simple Vier-Wörter-Satz Trumpf". Deutlicher könnte die Nichtunterscheidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit kaum sein, wenn Schreiber hier einen Satz aus einem Roman Thomas Manns mit einem Radio-Slogan des Musters „Der Nahe Osten brennt" vergleicht (184). Zudem: Sind Länge und Komplexität der Sätze Werte an sich? In dem situations- und domänenangemessenen Bemühen um Verständlichkeit sieht Schreiber offenbar ein weiteres Indiz für Sprachverfall. – Und noch eine kleine Anmerkung: Die Tagebücher Thomas Manns enthalten reihenweise Sätze wie „Die ganze Nacht Regen. Unruhig. [...] Regen, dann leichtes Aufklaren".[13] Der Autor Mann war sich der Unterschiede zwischen den verschiedenen Domänen und Genres offenbar bewusst.

Sowohl in der gesprochenen als auch in der geschriebenen Sprache glaubt Schreiber eine massive „Entdifferenzierung" beobachten zu können. Als ob es sich um eine bedrohte Spezies handelte, mokiert er sich über das „allmähliche Verschwinden des Konjunktivs" und die „schleichende Schwächung der starken Verbformen", für Schreiber „eindeutig eine klangliche Verarmung" (184). – Auch hier wieder die Vermischung der Ebenen: W a s verlottert und verarmt? Der Sprachgebrauch bestimmter Gruppen? Die Sprachkompetenz einzelner Sprecher dieser Gruppen? Die ganze Sprache als soziales System? In der gehobenen Schriftsprache, auch in „Spiegel"-Artikeln, wird der Konjunktiv meines Wissens zumeist schulgemäß angewendet, und wenn dies einmal nicht der Fall ist, so kann man sich fast sicher sein, dass in Leserbriefen darauf hingewiesen wird. In der g e s p r o c h e n e n Alltagssprache verschiedener gesellschaftlicher Gruppen dagegen ist der Konjunktiv, vor allem der Konjunktiv I, wohl auch vor

12 Auch diese Tendenz teilt er mit anderen Sprachpflegern; vgl. hierzu Schneider 2005.

13 Thomas Mann: Tagebücher 1946-1948, 345. Die Zitate sind wahllos herausgegriffen, das ganze Buch wimmelt von Sätzen dieser Länge.

zwanzig Jahren nur wenig verbreitet gewesen. Von einem Verschwinden aus dem System der deutschen Standardsprache kann jedenfalls kaum die Rede sein. Und: Was sind eigentlich die Kriterien für klangliche Verarmung und klanglichen Reichtum? Die vormals gebräuchlichen, schwach gebildeten Partizipien *gescheint* und *verderbt* sind im Laufe des Sprachwandelprozesses zu *geschienen* und *verdorben* geworden[14], und derzeit schickt *gewunken* sich an, *gewinkt* zu ersetzen. Ist das dann eine klangliche Bereicherung? All dies sind völlig normale Sprachwandelphänomene, die mal in Richtung der starken, mal in Richtung der schwachen Formen verlaufen.

Bezeichnend, und dazu passend, auch die Empirieferne der schreiberschen Beispiele:

> Es kann nicht mehr lange dauern, und „Er bedarf dem Trost" und „Rette dem Deutsch" stören niemanden mehr, dem Sprachkritiker Bastian Sick zum Trotz (nein, nicht „zu des Trotzes") [...]. (185)

Es bedarf wohl keiner korpuslinguistischen Untersuchung, um festzustellen, dass diese Wendungen völlig ungebräuchlich sind.[15] – Eines muss man Bastian Sick lassen: Der Buchtitel „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod" hat Witz, denn er spielt mit der rheinischen Eigenart, den Genitiv zu umschiffen: *Das ist dem sein Auto.* Schreibers Beispielen dagegen fehlt dieses empirische Moment. Wenig einfallsreich kritisiert er stattdessen Einzelwörter wie *unterkomplex*, völlig isoliert von möglichen Gebrauchskontexten. Dabei lassen sich durchaus Zusammenhänge ersinnen, in denen man mit *unterkomplex* feine Ironie ausdrücken könnte, viel besser jedenfalls als mit dem von Schreiber angebotenen vermeintlichen Synonym *zu einfach.*[16]

Mit dem Stichwort ‚Ersetzbarkeit von Wörtern durch andere Wörter' sind wir beim Thema Anglizismen angelangt, einem Thema, auf das schon der Titel des Artikels hinweist und das in Schreibers Darstellung insgesamt den mit Abstand größten Raum einnimmt. Bei seiner Behandlung der Anglizismen folgt Schreiber weitgehend den Argumentationsmustern des VDS, dessen eifrigen Widerstand gegen den zunehmenden Anglizismengebrauch er lobend hervorhebt (187f.). – Auch hier wieder die bekannte Krankheitsmetaphorik[17]:

> Schrecklichstes, auch ständig auf schreckliche Weise vereinfachtes und verharmlostes Symptom einer kranken Sprache aber ist jenes modische

14 Vgl. hierzu Eisenberg 2006.

15 Nebenbei bemerkt: Besonders unglücklich und empiriefern ist das Beispiel *zu des Trotzes*, denn w e n n hier überhaupt irgendwo ein (falscher) Genitiv vorkommt, dann doch: *des Sprachkritikers Bastian Sick zum Trotz. Zu* hat einen sehr sicheren Dativ zur Folge.

16 Ein ähnliches Beispiel ist das Wort *suboptimal*, das Gerhard Schröder nachträglich zur Charakterisierung seines ‚Ausfalls' in der Wahlnacht 2005 verwendete.

17 Zur Organismus- und Krankheitsmetaphorik in Publikationen des VDS vgl. Schneider 2006c.

> Pseudo-Englisch, das täglich aus den offenbar weitgehend gehirnfreien Labors der Werbeagenturen, Marketing-Profis, Computer-Verkäufer, Technik-Anbieter, Popmusik-Produzenten [...] quillt wie zähfließender, giftiger Magma-Brei, der ganze Kulturlandschaften unter sich begräbt. (185)

Das ist Kulturpessimismus reinster Couleur. Ganz im Stile der VDS-Publikationen und VDS-nahen Publikationen[18] führt Schreiber zur Untermalung seines Untergangsszenarios zunächst eine Vielzahl von Extrem-Beispielen an, insbesondere aus dem Bereich der Werbung: *Bull-floater, Variopower-Stahlrohr, Side-by-Side-Kombination, Ballack's Favourites, ...* – allesamt Ausdrücke, bei denen es mehr als fraglich erscheint, ob sie in das deutsche Sprachsystem integriert sind, geschweige denn sich dort dauerhaft integrieren werden. Typisch für die populäre Anglizismenkritik ist auch, dass durchgängig nicht zwischen englischsprachigen Slogans (*There's no better way to fly*) und Anglizismen differenziert wird. – Einer sehr brauchbaren Definition Ulrich Busses (2001, 134) zufolge bezeichnet der Terminus ‚Anglizismus' „jede Erscheinung einer einheimischen, hier der deutschen Sprache [...], die auf Transferenz der englischen Sprache zurückgeht". Mit anderen Worten: Anglizismen sind d e u t s c h e Sprachzeichen, nicht englische (vgl. Busse 2001, 134). Dieses Faktum jedoch übergeht Schreiber, er betrachtet Anglizismen als Anzeichen einer „halbkorrekt benutzten Fremdsprache" (185) und verweist dabei u.a. auf sogenannte ‚Übersetzungsanglizismen' wie *Sinn machen* (*making sense*), eine „harmlose Unart", die erst dann „schädlich" werde, wenn „die entsprechenden deutschen Wendungen [hier: *Sinn ergeben*] auszusterben" drohten (185).

Es folgt eine weitere Variante des Zwar-aber-Schemas:

> Kein vernünftiger Sprachbeobachter verteufelt Anglizismen, die sich bewährt haben, weil die genaue Entsprechung im Deutschen einfach fehlt oder weil das Wortaroma nun einmal unübersetzbar ist, etwa bei „fair", „fit", „Foul", „Party", „Understatement" oder bei „cool". (185)

Eine Formulierung, mit der sich Schreiber das sprachtheoretische Hauptargument des VDS zu eigen macht: Anglizismen sind genau dann überflüssig, wenn sie ohne Bedeutungsverlust durch deutsche Wörter ersetzt werden können (Ersetzbarkeitsargument).[19] Dies klingt zunächst recht plausibel, ist jedoch mit der Schwierigkeit verbunden, konkrete Kriterien dafür anzugeben, wann ein Ausdruck in diesem Sinne substituierbar ist. Hierbei spielen vor allem die von Schreiber mit dem treffenden Begriff *Wortaroma* charakterisierten Konnotationen eine entscheidende Rolle. Selbst wenn zwei Ausdrücke auf dieselben Gegenstände oder Sachverhalte referieren

18 Vgl. u.a. Zabel (Hg.) 2003.

19 Vgl. etwa Zabel (Hg.) 2003, 226, 255, 261f., 339. Zum Ersetzbarkeitsargument auch Schneider 2006c, Niehr 2002.

und damit dieselbe deskriptive Bedeutung haben, kann es sein, dass sie völlig verschieden konnotiert sind, dass sie ganz unterschiedliche expressive und soziale Bedeutungen haben.[20] Nach Auffassung des VDS ist ein Anglizismus genau dann „erweiternd" (und daher willkommen), wenn er neue Bedeutungsnuancen hervorhebt, aber „verdrängend", wenn er ‚deutsche Wörter' ersetzt.[21] Der vom VDS online publizierte „Anglizismen-Index" enthält mittlerweile über 6000 Einträge; ungefähr 80% (!) der dort aufgelisteten Anglizismen werden als „verdrängend" eingestuft. Es lässt sich jedoch leicht zeigen, dass die meisten dieser Anglizismen in der deutschen Sprache deutlich anders verwendet werden, deutlich anders konnotiert sind und häufig sogar eine andere deskriptive Bedeutung haben als die vorgeschlagenen Ersetzungen. Zur Veranschaulichung nur ein Beispiel: Als Ersetzung für *Hardliner* bietet der „Index" *Dickkopf, Sturkopf, Betonkopf* und – neuerdings auch – *Prinzipienreiter* an.[22] Betrachtet man konkrete Verwendungsweisen in Zeitungsartikeln, so sieht man, dass keine der Ersetzungen den Bedeutungsumfang von Hardliner auch nur annähernd abdeckt. Hier nur zwei Zitate aus der SZ und der „Zeit":

> Seit Sie Innenminister in Berlin waren, gelten Sie als Hardliner in der Sicherheitspolitik. (SZ 82/2000)

> Die Hardliner sind nicht mehr die grimmigen Kommunisten in ihren Mao-Jacken, sondern die einfachen Chinesen. (Die Zeit 23/2001)

Zudem fällt auf, dass die Anglizismen im „Index" allesamt kleingeschrieben werden. Dadurch wird schon mit der Orthographie angezeigt, dass es sich um ‚F r e m d wörter' und eben nicht um Phänomene der deutschen Sprache handeln soll. Der „Index" orientiert sich durchgängig an dem „American Heritage Dictionary" und verwendet Schreibungen, die in der deutschen Schriftsprache gar nicht vorkommen[23], z.B. *hard-liner* – eine Schreibung, für die weder in der FAZ noch in der SZ (Grundlage: alle Ausgaben von 1999 bis 2005) auch nur ein einziger Treffer angezeigt wird!

Einen ähnlichen Ausgrenzungseffekt erzielt auch Schreiber in seinem „Spiegel"-Artikel, indem er Anglizismen wie *Chatroom* und *Website* in Anführungszeichen setzt (183; vgl. Zitat oben, S. 5). Ohnehin mutet seine einschränkende Bemerkung „Kein vernünftiger Sprachbeobachter verteufelt Anglizismen, die sich bewährt haben" wie ein reines Lippenbekenntnis an,

20 Vgl. hierzu Löbner 2003, Kap. 2; Lyons 1983, 132-135.

21 Eine differenziertere Erörterung des Themas ‚Ersetzung von Wörtern im Zuge des Sprachwandels', hier insbesondere von Französismen durch Anglizismen, hat kürzlich Ehlich vorgelegt; vgl. Ehlich 2006, insbes. 52-56.

22 http://www.vds-ev.de/anglizismenindex/h.php; zuletzt eingesehen am 28.12.2006; vgl. auch Bartzsch et al. (Hgg.) 2004, 97.

23 Vgl. hierzu Busse 2001, 146, Fußnote 12.

wenn er wenige Zeilen später unter anderem das Wort *chatten* als Beispiel für überflüssigen, schwer verständlichen und hässlichen „Wortsalat" anführt (187).[24] Mir jedenfalls ist kein auch nur einigermaßen geläufiges ‚deutsches' Substitut für *chatten* bekannt. Es handelt sich eben um ein relativ neues Phänomen, für das sich diese Bezeichnung eingebürgert hat. Wie man es auch dreht und wendet, mit der ‚Indizierung' von *chatten* widerspricht Schreiber seinem eigenen Ersetzbarkeitsargument.

Nicht fehlen darf natürlich das notorische *Handy*-Beispiel, das von Anglizismenkritikern fast immer angeführt wird: Das Wort *Handy* existiert (als Substantiv)[25] gar nicht in der englischen Sprache und sei daher „unfreiwillig komisches" Pseudo-Englisch (187). – Mit dieser unfreiwilligen Komik sollten die Sprecher des Deutschen m.E. leben können, denn das Argument greift natürlich nur dann, wenn man Anglizismen fälschlicherweise als englische Wörter betrachtet. Ähnliches gilt im Übrigen z.B. für das vermeintlich französische *Friseur*, denn auch dies ist „herkunftssprachlich betrachtet" ein „Pseudo-Wort" (Ehlich 2006, 52).

Schreibers Beobachtung, dass der Gebrauch von ‚Pseudo-Wörtern' wie *Handy* und *Dressman* „gerade auch auf Angelsachsen" unfreiwillig komisch wirke, leitet zu seinem nächsten Argumentationsstrang über: Die „naive Überschätzung des Fremden" gehe bei den Deutschen mit einer „tiefsitzenden Verkrampfung" gegenüber der eigenen Identität einher, die ihren Ursprung nicht zuletzt in der jüngeren Geschichte habe (187ff.). Diese historische Einschätzung mag durchaus eine gewisse Berechtigung haben, ebenso Schreibers Kritik an der Sprachenpolitik der EU (192), wo der deutschen Sprache im Verhältnis zur hohen Anzahl ihrer Sprecher derzeit sicherlich ein zu geringer Stellenwert beigemessen wird. Dies sind diskussionswürdige, jedoch nicht im engeren Sinne linguistische Fragen. Für die linguistische Argumentation ist vielmehr wichtig, dass zwischen Fragen der Sprachenpolitik und Fragen des Anglizismengebrauchs sauber unterschieden wird.

Darüber hinaus ist interessant (und typisch für die populäre Betrachtungsweise), wie Schreiber die Arbeit des VDS und demgegenüber die Rolle der deutschen Sprachwissenschaft sowie des Goethe-Instituts darstellt und bewertet. Die Anglizismenkritiker erscheinen, ähnlich wie die „Sprachhelden" Bastian Sick und Wolf Schneider (185), als unerschrockene Bewahrer des Sprachorganismus (187f.); die Linguisten dagegen – als Repräsentanten werden hier Harald Weinrich, Rudolf Hoberg und vor allem

24 Vgl. hierzu auch Spitzmüller 2006, 50.

25 Der Zusatz „als Substantiv" ist hier nötig, denn als Adjektiv existiert *handy* im Englischen sehr wohl. Es ist also noch nicht einmal im Sinne der Anglizismenkritiker ein ‚Pseudo-Wort'.

Rudi Keller genannt – werden als übertrieben liberal, „gleichgültig" und „leidenschaftslos" inszeniert (188f.).

Nachdem Schreiber sich die Argumente des VDS zu eigen gemacht und die „abwiegelnde" Haltung der Linguisten Weinrich und Hoberg zurückgewiesen hat, kommt im nächsten Abschnitt wiederum das Zwar-aber-Schema zum Einsatz: Schreiber distanziert sich vom Sprachpurismus der „Ewiggestrigen", von den „zopfigen Kathedergelehrten" und „Fremdwortkillern", die sich schon in früheren Jahrhunderten mit Eindeutschungsideen wie *Jungfernzwinger* (für *Kloster*) lächerlich gemacht hätten (188). Auf diesem Wege mit einer vermeintlich ausgewogenen Position ausgestattet, bläst Schreiber in den folgenden Abschnitten zum Generalangriff auf die Sprachauffassung Rudi Kellers.

Keller und sein angeblicher „Lehrmeister" (191) Hans Eggers werden als gleichgültige „Abwiegler" vorgeführt. Aus ihren Darstellungen des Sprachwandels spreche „pure Resignation im Gewand leidenschaftsloser Beobachtung". Anstatt sich ernsthaft mit den Thesen Kellers, der immerhin ein international anerkannter Theoretiker des Sprachwandels ist, auseinanderzusetzen, stellt Schreiber dessen Position verzerrt dar. Kellers „wohlfeile Plädoyers für mehr Gelassenheit" spielten – so Schreiber – „mit dem Hinweis, Sprachwandel sei so etwas wie Naturgewalt" (191). Falscher könnte man Kellers Position kaum darstellen. In seinem einschlägigen Buch zum Thema wird Sprachwandel bekanntlich als ein „Invisible-hand-Prozess" (im Sinne des Ökonomen Adam Smith) charakterisiert. Damit argumentiert Keller (vgl. 2003, Kap. 4) gerade gegen die Vorstellung einer unabhängig von menschlichen Intentionen vonstatten gehenden Naturgewalt.

Auch die Nichtbeachtung der medialen Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit kommt bei Schreibers Keller-Kritik wieder zum Tragen: Der „Pragmatiker Keller" akzeptiere sogar die „Jargonfrucht *son Ding* (statt *so ein Ding*) als eigenständiges Wort" (188). An der entsprechenden Textstelle von Kellers Aufsatz „Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht?", die Schreiber offenkundig als Grundlage dieser Darstellung verwendet hat, wird dagegen deutlich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache differenziert: „Bis *son/sone* in die Schriftsprache Eingang gefunden haben wird, dürften noch ein paar Jahrzehnte ins Land gehen." (Keller 2006, 201) Und auch in der Mündlichkeit stehe der prognostizierte Sprachwandel-Prozess „noch sehr am Anfang" (Keller 2006, 201). Außerdem vertritt Keller keineswegs die Meinung, dass *so ein* in diesem Prozess durch *son* e r s e t z t werde; vielmehr vermutet er, dass sich *son* mittelfristig als eigenständiges Wort etablieren werde. Eine Einschätzung, die er im übrigen mit sprachsystematischen Argumenten untermauert, über die man natürlich trefflich streiten könnte. Ich gebe Kellers Argumentation an dieser Stelle nur wieder, um zu verdeutlichen, wie unsauber und tendenziös

Schreiber dessen Position darstellt. Auf dieser Grundlage kann er dann die Notwendigkeit sprachpflegerischer Aktivitäten jenseits der professionellen Linguistik umso plausibler erscheinen lassen: „Die Sprache ist in Not. Einige Nothelfer haben sich inzwischen aufgerafft. Noch viel zu wenige." (198)

Zu diesem pathetischen Szenario passen auch die Illustrationen des „Spiegel"-Artikels.[26] Der Reihe nach betrachtet ergibt sich hier folgender ‚Subtext': Englischsprachige Graffitis in deutschen Großstädten (183f., vier Abbildungen); Jugendliche beim E-Mail-Schreiben; Beispiel für verlotterte Chat-Kommunikation; die letzte Nhanda-Sprecherin (184); Repräsentanten der deutschen Sprache vor ihrer schweren Erkrankung: Goethe, Leibniz, Einstein, Schopenhauer; Diagramm einer tendenziösen Umfrage zum Thema „deutsch-englische Mischwörter" (185); Foto des Rappers Jan Delay: „Popmusik ‚flasht' oft gehirnfrei durch die Sprache" (187); Diagramm einer tendenziösen Umfrage zu Anglizismen, hier wiederum als „englische Wörter" bezeichnet (188); EU-Pressekonferenz; Diagramm einer Umfrage zur Wichtigkeit von Deutsch in der EU (191); Schuldirektorin und Schüler mit Migrationshintergrund; gleich daneben: eine deutsche Europa-Politikerin als „Englisch-Fan" (194); darüber: Hitler und Anhänger beim Reichsparteitag in Nürnberg (194f.); Turmbau zu Babel und zu guter Letzt Bibelübersetzer Luther (198).

2 Warum die Organismus-Metaphorik irreführend ist

Wie das Close-Reading von Schreibers Artikel gezeigt hat, orientiert er sich fast durchgängig an der für die populäre Sprachkritik so typischen Organismus-Metaphorik. – Hier noch einmal eine Zusammenstellung entsprechender Textbelege:[27]

- „Mit dem Tod jeder Sprache stirbt eine Welt." (182)
- „vom Aussterben bedroht" (182)
- „Es geht bergab mit der Sprache" (183)
- „ihr Wortschatz schrumpft" (183)

26 Die folgende Auflistung ist im Grunde genommen nur dann völlig verständlich, wenn der Leser den „Spiegel"-Artikel zur Hand hat. Da eine genaue Bildbeschreibung hier aber zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, belasse ich es bei den Stichworten.

27 Die folgenden Beispiele fügen sich freilich in unterschiedlichem Maße in das Organismus-Schema ein. Die Ausdrücke *Tod jeder Sprache* und *kranke Sprache* erfüllen das Schema in sehr hohem Maße; andere Ausdrücke wie *ihr Wortschatz schrumpft* und *Das allmähliche Verschwinden des Konjunktivs* würden dem Schema in einem anderen Kontext nicht unbedingt zugeordnet. Im Zusammenhang des „Spiegel"-Artikels jedoch gehören diese Ausdrücke m.E. zur Organismus-Metaphorik.

- „Die ‚sprachlich-moralische Verluderung' des Deutschen [...] greift schon lange aus auf immer mehr Felder der sprachlichen Kommunikation [...]." (183)
- „ ‚jämmerliche Situation' der Sprache" (183)
- „sprachlich-moralische Krankheit" (184)
- „Lange, architektonisch raffiniert gebaute Sätze [...] sterben allmählich aus." (184)
- „Das allmähliche Verschwinden des Konjunktivs" (184)
- „klangliche Verarmung" (184)
- „Der alltägliche Auftritt der deutschen Sprache" (185)
- „Symptom der kranken Sprache" (185)
- „[...] eine harmlose Unart, schädlich erst dann, wenn die entsprechenden deutschen Wendungen [...] auszusterben drohen." (185)
- „Überleben sprachlicher Vielfalt" (195)
- „der Dichter Goethe, der die deutsche Sprache gewaltig voranbrachte" (195)
- „Dieser Höhepunkt dauerte noch an, da begann offenbar schon der Niedergang." (196)
- „Da nun aber jede Sprache das, was ist oder sein soll, anders zeigt, hat sie ein besonderes Existenzrecht. Diese Vielfalt aufzugeben ist ein Vergehen gegen das ‚Menschenwesen'." (197)
- „Die Sprache ist in Not." (198)
- „Doch aussterben wird die deutsche Sprache wohl noch lange nicht. Aber es wäre ja schlimm genug, wenn sie nur in total verhunzter Form überlebte." (198)

Wie in der Einleitung bereits angedeutet, war die Vorstellung von Sprache als Organismus auch in der Sprachwissenschaft, insbesondere in der des 19. Jahrhunderts, äußerst einflussreich.[28] Die „Projektion der naturwissenschaftlichen Organismusterminologie" (Spitzmüller 2005, 229) findet sich bereits bei Karl Ferdinand Becker und entfaltet sich am deutlichsten wohl in den Arbeiten August Schleichers, in denen Sprache als ein Organismus konzeptualisiert wird, der nach bestimmten Gesetzen wächst, sich entwickelt, altert und abstirbt.[29]

In seinen „Notizen zur Genfer Antrittsvorlesung" von 1891 (im Folgenden: NGA) wendet Ferdinand de Saussure (1997) sich mit deutlichen Worten gegen diese Sprachauffassung, wobei er sich auf den zeitgenössischen Sprachwissenschaftler Hovelacque bezieht:

28 Vgl. hierzu Spitzmüller 2005, 226-231. – Auch im ‚Mentalismus' Chomskys und Pinkers spielt die biologistische Organismus-Vorstellung, wenn auch in einer anderen Variante, eine zentrale Rolle.

29 Vgl. Keller 2004, 4; Spitzmüller 2005, 228f.

> Man liest beinahe auf der ersten Seite eines Werkes von Hovelacque über die Sprachwissenschaft: „Die Sprache [langue] kommt zur Welt, wächst, geht unter und stirbt wie jedes organische Wesen". Dieser Satz ist absolut typisch für die selbst bei den Linguisten so verbreitete Auffassung, die zu bekämpfen man nicht müde wird und die direkt dazu geführt hat, daß man aus der Linguistik eine Naturwissenschaft gemacht hat. Nein, die Sprache ist kein Organismus, sie hat keine Vegetation, die unabhängig vom Menschen existiert, sie hat kein selbständiges Leben, das eine Geburt und einen Tod mit sich bringt. Alles ist falsch an dem Satz, den ich gelesen habe: Die Sprache ist nicht ein organisiertes Lebewesen, sie stirbt nicht von selbst, sie geht nicht unter, sie wächst nicht in diesem Sinne, daß sie eine Kindheit, eine Reife oder ein Alter hat, und schließlich kommt sie nicht zur Welt, wie wir sehen werden. (NGA, 255)

Der erste wichtige Aspekt, welcher durch die Organismus-Metapher völlig aus dem Blick gerät, wird in diesen Formulierungen bereits angedeutet: Sprache hat kein Eigenleben unabhängig von menschlichen Sprechakten. Der Sprachwandel ist in diesem Sinne kein ‚Naturereignis', keine Sache biologischen Wachstums und Verfalls, vielmehr ist er – wie Spitzmüller (2005, 223) es formuliert – „das (intendierte oder nichtintendierte) Resultat menschlicher Handlungen". Zudem ist eine Sprache, so Saussures zweiter Punkt, „in sich unvergänglich" (NGA, 255); sie stirbt nicht von selbst „aus innerer Erschöpfung", höchstens kann sie „durch Gewalt unterdrückt" werden, zum Beispiel durch „totale Auslöschung eines Volkes" (NGA, 254).

Ebenso falsch ist die Vorstellung der Geburt einer Sprache. Die mit der Organismus-Metapher assoziierte, verbreitete Auffassung, dass eine Sprache aus einer anderen ‚entstehen' kann, zum Beispiel das Französische aus dem Lateinischen, ist – laut Saussure – unzutreffend. Der durch die unterschiedlichen Benennungen nahegelegte Bruch kann niemals stattgefunden haben; vielmehr handelt es sich bei den Ausdrücken *Latein* und *Französisch* um nachträgliche Klassifizierungen (NGA, 256). Dasselbe gilt z.B. für die Ausdrücke *Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch* und *Neuhochdeutsch*: All dies sind Unterscheidungen, die zwar wohlbegründet sein können, jedoch im Nachhinein auf der Basis von überlieferten s c h r i f t l i c h e n Texten entstanden sind und somit leicht die falsche Vorstellung erwecken, dass es sich um klar gegeneinander abgrenzbare Dinge handelte, von denen das eine das andere ersetzt habe. In diesem Sinne ist auch die geläufige Redeweise *Das Französische kommt vom Latein* irreführend: „Das Französische k o m m t nicht vom Latein", so Saussures Umformulierung, „sondern es i s t das Latein, das Latein, das man zu einem bestimmten Datum und innerhalb bestimmter geographischer Grenzen spricht." (NGA, 253)

Sogar die ‚abgemilderte' Vorstellung, dass eine Sprache in eine andere ‚übergehen' könne, weist Saussure (NGA, 267f.) mit folgender Metapher zurück: Man stelle sich die Sprache als eine lange Straße vor. Mit dem zuständigen Bauamt finden Beratungen darüber statt, ob man dieser Straße nun in ihrer ganzen Länge e i n e n Namen geben oder sie in viele Bruchstücke unterteilen soll. – Eine Metapher, die uns die Nachträglichkeit der Benennung plastisch vor Augen führt. Die diachrone Unterteilung von Sprachen ist für Saussure (NGA, 268) etwas rein Nominales, das nur im menschlichen „Geist" stattfindet. Gegen Klassifizierungen dieser Art ist allerdings nichts einzuwenden, solange sie keinen naiven Realismus hervorbringen, solange sich die Linguisten darüber im klaren sind, dass man, je nach Zweck und Betrachtungsweise, auch anders einteilen könnte, dass man z.B. das heutige Französisch auch *Latein* nennen könnte. Die Vorstellung, dass eine Sprache langsam und unmerklich in eine andere übergeht, ist für Saussure kaum weniger irreführend als die Vorstellung einer abrupten Nachfolge. Beide Vorstellungen resultieren aus einer Verdinglichung von Sprache, die Saussure unbedingt vermeiden will. Jede Sprache ist für ihn ein sich ständig wandelndes Kontinuum ohne ‚natürliche' zeitliche und räumliche Grenzen:

> Es ist der Gesichtspunkt der B e w e g u n g d e r S p r a c h e [langue] i n d e r Z e i t, aber einer Bewegung, die keinen Moment [...] dazu kommt, in Konflikt zu sein mit der Einheit der Sprache [langue] in der Zeit. Es gibt T r a n s f o r m a t i o n und immer und immer wieder Transformation, aber es gibt nirgends Reproduktion oder Produktion eines neuen sprachlichen/linguistischen Wesens, das eine unterschiedene Existenz hätte von dem, was ihm vorangeht und was ihm folgen wird. Keine Mutter-Sprachen [langues mères], keine Tochter-Sprachen [langues filles], aber eine einmal gegebene Sprache, die unbegrenzt in der Zeit läuft und abläuft, ohne daß ihrer Existenz irgendein vorbestimmtes Ende gesetzt wäre, ja, ohne daß es eine innere Möglichkeit gäbe, damit sie aufhöre, wenn es keinen Unfall und keine Gewalt gibt, wenn nicht höhere übergeordnete und äußere Gewalt kommt, die sie auslöscht. (NGA, 258)

Macht man sich die Implikationen dieser Sprachauffassung klar, dann zeigt sich, wie irreführend die Vorstellung der Geburt einer Sprache ist. „Jedes Individuum gebraucht", so Saussures (NGA, 252f.) schlagendes Argument, „am folgenden Tag dasselbe Idiom, das es am Vortag gesprochen hatte"; folglich gab es „keinen Tag, an dem man die Sterbeurkunde der lateinischen Sprache hätte ausstellen können", und ebenso wenig einen, „an dem man die Geburt der französischen Sprache hätte verzeichnen können". Obwohl diese Überlegungen Saussures bis heute ihre Gültigkeit behalten haben, erfreut sich die Organismus-Metapher in der populären Sprachkritik weiterhin einer ungebrochenen Beliebtheit; sie ist geradezu konstitutiv für die Sprachauffassung von Sprachpflegern. – In einem Interview mit einem Wochenend-Magazin äußerte Bastian Sick sich kürzlich wie folgt über die ihm zugesprochene Bezeichnung ‚Sprachpfleger': „Beides, Sprache und Tiere, haben etwas mit dem Menschen gemeinsam, es sind lebende

Organismen. Auch die Sprache bedarf der Pflege. Wie eigentlich alles, was mit dem Menschen zu tun hat, gepflegt werden sollte." Seine ehemalige Lehrerin habe nicht nur darauf geachtet, „dass ihre Schüler saubere Fingernägel hatten, sondern auch auf sprachliche Hygiene".[30]

Die Frage ist nun: Wenn eine Metapher offensichtlich so stark und attraktiv ist, hat sie dann nicht doch, auch wenn sie wissenschaftlich betrachtet fragwürdig ist, im öffentlichen Diskurs eine gewisse Legitimität? Gelingt es mit ihrer Hilfe nicht geradezu in idealer Weise, bestimmte Aspekte von Sprache hervorzuheben, die den unterschiedlichen Protagonisten öffentlicher Sprachkritik, zu denen auch unzählige Leserbriefschreiber gehören, so wichtig sind? – Diese Auffassung wird, wenn ich ihn richtig verstehe, sinngemäß von Jürgen Spitzmüller vertreten.[31] Er ist der Ansicht, dass es sich bei der öffentlichen bzw. „alltagsweltlichen" und der linguistischen Sprachreflexion um zwei völlig verschiedenartige, weitgehend inkompatible Diskurse handele, die beide ihre Berechtigung hätten, da sie sich an ganz unterschiedlichen Kriterien orientierten und völlig verschiedene Zwecke verfolgten: Im öffentlichen Diskurs spielten Emotionen und Wertungen eine entscheidende Rolle, während es den Linguisten gerade darum gehe, „von ihrer persönlichen Lebenswelt zu abstrahieren, um das Phänomen aus angemessener Distanz beurteilen zu können." Daraus resultiere, „dass Linguisten und Anglizismenkritiker – etwas pointiert ausgedrückt – von zwei verschiedenen Dingen reden, wenn sie von Sprache sprechen" (Spitzmüller 2006, 53).

Diese diskursanalytisch geprägte Darstellung hat einiges für sich; jedoch birgt eine solche Zweiteilung der Metasprachdiskurse in öffentliche und wissenschaftliche m.E. die Gefahr, dass ein wichtiger Aspekt nicht hinreichend berücksichtigt wird: Die populären Repräsentanten der ‚alltagsweltlichen' Sichtweise, allen voran derzeit Bastian Sick, treten in der Öffentlichkeit, insbesondere in den Massenmedien, als Sprachexperten auf und werden auch als solche wahrgenommen. Somit erscheinen sie gerade nicht als ‚Privatpersonen', die ihre subjektiven Geschmacksurteile äußern, sondern werden als Fachleute inszeniert. An der ZDF-Sendung „Was ist gutes Deutsch?" beispielsweise, die am 30.04.2006 ausgestrahlt wurde, nahm kein einziger Sprachwissenschaftler teil. Neben dem Moderator Volker Panzer waren die Diskutanten Konrad Beikircher, Zé Do Rock, Bodo Mrozek und Bastian Sick, wobei Sick vom Moderator immer wieder als Experte für deutsche Sprache angesprochen wurde; ähnlich verhielt es sich in einer Folge von „Johannes B. Kerner" (18.04.2006). Insofern fügen sich

30 Vgl. *Magazin* der *Aachener Zeitung* und der *Aachener Nachrichten* (Wochenendbeilage) Nr. 40/2006, 2.

31 Vgl. Spitzmüller 2006; Spitzmüller 2005, 252-257.

die populären Sprachkritiker in Spitzmüllers Analyse nicht recht ein. Dies wird auch eindrucksvoll dadurch dokumentiert, dass Sicks Kolumnensammlung mittlerweile im Saarland zur schulischen Pflichtlektüre gehört.

Spitzmüllers zweiter hier relevanter Punkt lautet, dass die Wissenschaft es bislang nicht geschafft habe, eine alternative Metapher zu etablieren, die eine ähnliche Attraktivität ausstrahlt wie die Organismus-Metapher:

> Mit Blick auf die unterschiedlichen Bedingungen der jeweiligen Diskurse muss jedoch die Frage gestellt werden, ob das Organismuskonzept nicht auch deshalb im öffentlichen Diskurs so beliebt ist, weil die neuen Konzepte der Sprachwissenschaft für die metasprachlichen Bedürfnisse wenig Erklärungskraft bieten bzw. nicht anschaulich genug sind. Bei aller berechtigten Kritik der Metaphorik sollte jedenfalls der Gedanke zum vermittlungssprachlichen Defizit [das aus dem Verzicht auf die Organismusmetapher resultiert, J.G.S.] bedacht und weitergedacht werden. (Spitzmüller 2005, 231)

Zwar trifft es zu, dass das Organismuskonzept in der modernen Linguistik nicht durch eine vergleichbar mächtige und suggestive Metapher ersetzt wurde. Jedoch gibt es eine Reihe von alternativen Metaphern und Vergleichen, die jeweils bestimmte Aspekte des vielschichtigen Phänomens Sprache beleuchten: z.B. Saussures oben referierte Straßen-Metapher oder auch Wittgensteins (1984, Abschnitt 18) berühmter Vergleich der Sprache mit einer alten Stadt:

> Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.

Dieses Bild hat gegenüber der Organismus-Metapher mehrere entscheidende Vorteile: Es verzichtet auf die Metaphorik von Geburt, Krankheit und Tod, die bei der Organismusvorstellung von vornherein impliziert ist; es verdeutlicht, dass es sich beim Sprachwandel um ein Phänomen handelt, das von Menschen geschaffen ist – mal intendiert, mal nicht intendiert: Es gibt Städteplanung, die „gerade und regelmäßige Straßen" hervorbringt, ebenso wie Phänomene, die ohne entsprechende Planung im sozialen Leben entstanden sind. Die Stadt-Metapher hebt hervor, dass die Sprache eine Geschichte hat. Manche Sprachprägungen verschwinden mit der Zeit, weil sie nicht mehr gebräuchlich sind; sie werden zu Ruinen. Wenn eine Stadt nicht mehr bewohnt ist, hört sie auf, als Stadt zu existieren; wenn eine Sprache nicht mehr gesprochen wird, verliert sie ihren Status als Kommunikationsmedium. Die Grenzen von Städten können sich verschieben; Städte können sich erweitern und mit anderen vereinigen. Ebenso können neue Sprachspiele entstehen und andere veralten, ohne dass die

Sprache deshalb verarmen oder erkranken würde. – Aber natürlich hat auch diese Metapher ein irreführendes Potenzial: Städte werden gegründet, Sprachen nicht; Städte werden in höherem Maße geplant als Sprachen; synchronisch betrachtet ist eine Stadt eine klar abgrenzbare Einheit: sie hat Stadtgrenzen; Sprachen haben solche Grenzen nicht.

Allerdings ist es auch gar nicht Aufgabe einer solchen Metapher, alle Aspekte von Sprache zu erfassen – eine Allegorie benötigen wir genauso wenig wie eine allgemeingültige, universale Definition des Phänomens Sprache. Jedoch gibt es Erläuterungen des Terminus *Sprache* (langue), mit denen man gut arbeiten kann, z.B. folgende von Harald Weinrich (1985, 7)[32]:

> Sprachen wachsen nicht wie Bäume. Sie funktionieren nicht wie Maschinen. Sie sind fein strukturierte Sozialgebilde, die ihren Ort im Bewußtsein vieler Sprecher haben und sich nach den wechselnden Bewußtseinszuständen dieser Sprecher unaufhörlich verändern.

3 Linguistische Sprachkritik?

Zum Abschluss eine grobe Bestandsaufnahme derzeitiger Metasprachdiskurse in Deutschland und ein paar skizzenhafte Überlegungen zum Thema linguistische Sprachkritik. Die öffentlichen Diskurse über Sprache und Sprachrichtigkeit werden derzeit eindeutig von populären Sprachkritikern und Sprachpflegern dominiert. Eine Zeit lang hatte man fast den Eindruck, als gäbe es in diesem Zusammenhang nur zwei relevante Gruppen: auf der einen Seite jene vielen, die immer schlechter mit der Sprache umgehen, die sie immer mehr verlottern lassen, und auf der anderen die wenigen „Nothelfer" und „Sprachhelden", die sich angeschickt haben, der „moralisch-sprachlichen Krankheit" entgegenzuwirken. In stereotyper Weise wurde Bastian Sick in der massenmedialen Berichterstattung als gleichermaßen ‚kompetent', ‚lustig' und ‚gar nicht oberlehrerhaft' inszeniert. An dieser Entwicklung war die professionelle Linguistik alles andere als unschuldig, denn in ihrem Selbstverständnis, eine ausschließlich deskriptive Wissenschaft zu sein, hat sie sich seit Jahrzehnten aus der Sprachkritik verabschiedet und das Normativitätsproblem weitgehend trivialisiert (vgl. Schiewe 2003, Schiewe 1998, 283ff.).

In letzter Zeit mehren sich jedoch kritische Stimmen: Die populäre Sprachkritik und ihre Repräsentanten werden zunehmend zum Thema eines kritischen Diskurses gemacht – nicht nur, aber auch vonseiten der Linguistik. Am 5. November 2006 veröffentlichte die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung" einen ganzseitigen Artikel mit der Überschrift: „Der Zwiebelfisch stinkt vom Kopf her. Warum der Sprachkritiker Bastian Sick so unheimlich nervt". Die zahlreichen positiven und negativen Reaktionen auf diesen Artikel (vgl. Website der Sonntagszeitung) machen einmal mehr deutlich, welch hohen Stellenwert das Thema Sprachrichtigkeit in der Öffentlichkeit hat. Eine Woche später erschien in der „Süddeutschen Zeitung" (11./12. November 2006) ein kritischer Artikel des Linguisten Peter Eisenberg über populäre Sprachpfleger, von ihm als ‚Sprachentertainer' bezeichnet. – Es gibt also gewisse Indizien dafür, dass der öffentliche Diskurs über Sprache in nächster Zeit etwas offener geführt werden könnte und nicht mehr ganz so sehr von einzelnen Personen und deren einseitigen Positionen dominiert wird.

Meines Erachtens könnte die Sprachwissenschaft dazu ihren Beitrag leisten.[33] Hier, nur skizzenhaft, drei Beispiele:

1. Im Rahmen der Diskurse über Anglizismen könnten Sprachwissenschaftler immer wieder darauf hinweisen, dass Anglizismen – wie gesagt – keine englischen Wörter, sondern Phänomene der deutschen Sprache sind. Sie könnten beschreiben, wie diese Phänomene orthographisch, phonologisch, morphologisch, syntaktisch, semantisch und pragmatisch in die deutsche Sprache integriert werden. *Computer* ist ein deutsches Substantiv, man schreibt es groß, es ist maskulin, der Dativ Plural lautet *Computern*, nicht *Computers*. Die Partizipienbildung folgt der deutschen Grammatik: *recyceltes Papier*, nicht *recycledes Papier*. *Handy* ist ein deutsches Wort, genauso wie *googeln* und *Spaghetti*. Wenn sich die Schreibungen *Spagetti, Händi* und *gugeln* mit der Zeit einbürgern, dann ist dagegen nicht das Geringste einzuwenden.[34] Eine Sprache ist kein ‚fixer Code' (vgl. Love 1998). Auch Anglizismen entwickeln in diesem Sinne ein – wie Ulrich Busse (2001, 139) es ausdrückt – „semantisches Eigenleben losgelöst von der Modellsprache".
2. Die linguistische Sprachkritik könnte sich auf die emanzipatorische Funktion von Sprachkritik besinnen. Diese spielt bezeichnenderweise weder in Schreibers „Spiegel"-Artikel noch beim Zwiebelfisch noch in den Publikationen des VDS eine nennenswerte Rolle. Zu Recht moniert Claudius Seidl (2006) in besagtem Artikel der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung", Sick zeige hauptsächlich „mit dem Finger auf Leute, liefere jene dem Gespött aus, die sich eh schon schwertun"; Leute, die „vor ihren Reisen die *Visas* beantragen und *leckere Pizza's* auf die Ta-

32 Vgl. auch Schiewe 1998, 255.

33 Vgl. hierzu auch Schiewe 1998, 283ff.; Schiewe 2001; Schiewe 2003.

34 Zu solchen Problemen der Integration von Latinismen und Anglizismen vgl. Eisenberg 2001; vgl. auch Zimmer 1997, insbes. 16-18. – Sprachsystematische Argumente dieser Art wurden übrigens bereits 1762 von Johann Christoph Gottsched angeführt, der ‚Fremdwörter' keineswegs ablehnte, sondern für ihre Anpassung an die deutsche Wortbildung plädierte; vgl. Gottsched 1762, 243, vgl. hierzu Schiewe 1998, 106.

feln ihrer Imbissbuden schreiben". Wie Seidl (2006) ebenfalls zu Recht anmerkt, unterscheiden Sicks Publikationen sich in dieser Hinsicht grundlegend von einer emanzipatorisch orientierten Sprachkritik, die über „bloße Nörgelei" hinausgeht und z.B. danach fragt, „wer eigentlich welchen Sachverhalt zu welchem Zweck verschleiert", oder – so möchte ich hinzufügen – z.B. auch darauf hinweist, welche semantischen Implikationen bestimmte Wortprägungen und vor allem bestimmte Wortgebräuche haben. Die jährliche Prämierung des „Unworts des Jahres" und die dazugehörigen Begründungen sind ein Schritt in Richtung einer solchen linguistischen Sprachkritik. *Rentnerschwemme, Kollateralschaden, Humankapital, Entlassungsproduktivität, Menschenmaterial, Spielermaterial* etc. – all dies sind Begriffe, mit denen bestimmte Sachverhalte beschönigt, verschleiert oder irreführend dargestellt werden. Linguisten können die Diskurse beschreiben, die solche Sprachprägungen hervorbringen, und umgekehrt auch verdeutlichen, wie bestimmte Metaphern bestimmte Sichtweisen begünstigen. Auch die Kritik an der Organismus-Metapher, die ich hier vorgenommen habe, ist ja selbst eine solche Form linguistischer Sprachkritik. Linguisten sollten Phänomene dieser Art benennen und analysieren, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Abhandlungen darüber verfassen, sondern auch, indem sie sich in Massenmedien dazu äußern. Politikwissenschaftler und Soziologen z.B. haben diesen Schritt in Richtung einer Popularisierung seit langem vollzogen.

3. Linguisten könnten, vor allem in Schulen und Universitäten, dazu beitragen, die Sprachspielkompetenz von Schülern und Studierenden zu erhöhen. Mit dem Terminus *Sprachspielkompetenz* meine ich – grob gesprochen – die Fähigkeit, sprachliche Ausdrücke in bestimmten „kommunikativen Praktiken"[35] und in bestimmten Medien situationsangemessen verwenden zu können[36]: Einen Beamten im Einwohnermeldeamt begrüßt man nicht mit ‚Hi!', es sei denn, man kennt ihn privat; beim Vorstellungsgespräch sollte man anders reden als am Kneipentisch, einen Zeitungsartikel anders schreiben als eine SMS. Die Frage nach der Situationsangemessenheit hängt also aufs engste mit dem Medialitätsaspekt zusammen: Es ist alles andere als gleichgültig, ob es sich um mündliche oder schriftliche Äußerungen handelt, ob technische Interaktions- und Verbreitungsmedien involviert sind, usw.[37]

35 Vgl. Fiehler 2000; Fiehler et al. 2004, Kap. I.

36 Der Begriff der Sprachspielkompetenz wird in meinem noch unveröffentlichten Habilitationsprojekt eingeführt und ausdifferenziert. Er knüpft nicht nur an den späten Wittgenstein, sondern auch an Dell Hymes' Konzept der ‚kommunikativen Kompetenz' an (Hymes 1972), ergänzt dieses aber um den Medialitätsaspekt.

In ihrem Kern besteht die Sprachspielkompetenz darin, verschiedene Sprachspiele (= „kommunikative Praktiken") zu beherrschen und sich zwischen verschiedenen Sprachspielen hin- und herbewegen zu können. Es geht also auch um die Fähigkeit zum angemessenen Medien- und Domänenwechsel. Wie wir gesehen haben, spricht auch Schreiber diesen Aspekt in seinem Artikel an, zieht aus seinen Beobachtungen jedoch ganz andere Schlussfolgerungen. Beispielsweise betrachtet er Abkürzungen wie *CU* generell als Indizien für mangelnde oder sinkende Sprachkompetenz. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch in bestimmten Domänen und Medien – z.B. in der privaten SMS-Kommunikation – um intelligente Problemlösungen. Ein Mangel an Sprach(spiel)kompetenz zeigt sich allerdings genau dann, wenn die Sprachverwender nicht mehr in der Lage sind, den Code angemessen zu wechseln. – Im „Guardian" war kürzlich zu lesen, dass an schottischen Schulen neuerdings SMS-Abkürzungen (text-messaging short forms) in schriftlichen Prüfungen zugelassen sind (The Guardian, 3. November 2006). Solche ‚Zugeständnisse' sind ohne Zweifel Ausdruck einer massiven Bildungsmisere. Die Hauptverantwortung hierfür tragen aber nicht die ‚neuen Medien', sondern Bildungseinrichtungen, Familien und Politik. – Die Sprachspielkompetenz in Schule, Universität und anderen Bereichen der Gesellschaft zu fördern, sollte unser Ziel sein. Belehrungen und Klagen über die „Verlotterung der Sprache" sind hierbei kaum die richtige Methode.

Literatur

Androutsopoulos, Jannis/Schmidt, Gurly (2002): SMS-Kommunikation. Ethnographische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik 36*, S. 49-79.

Auer, Peter (2000): *On line*-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 85, S. 43-56.

Bartzsch, Rudolf et al. (Hgg.) (2004): *Wörterbuch überflüssiger Anglizismen*. Paderborn.

Busse, Ulrich (2001): Typen von Anglizismen. Von *der heilago geist* bis *Extremsparing*. In: Stickel (Hg.) (2001), S. 131-155.

Ehlich, Konrad (2006): Von *Fransch* zu *Denglish*. Bewegungen im deutschen Wortschatz. In: Ulrich Breuer/Irma Hyvärinen (Hgg.): *Wörterverbindungen. Festschrift für Jarmo Korhonen zum 60. Geburtstag*. Frankfurt a.M. u.a., S. 47-57.

Eisenberg, Peter (2001): Die grammatische Integration von Fremdwörtern. Was fängt das Deutsche mit seinen Latinismen und Anglizismen an? In: Stickel (Hg.) (2001), S. 183-209.

37 Vgl. hierzu auch Schneider 2006a und 2006b.

Eisenberg, Peter (2006): Gesotten und gesiedet. Das kuriose Deutsch der Sprachentertainer. In: *Süddeutsche Zeitung*, 11./12. November 2006.

Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: *Sprache und Literatur* 85, S. 23-42.

Fiehler, Reinhard et al. (2004): *Eigenschaften gesprochener Sprache. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Spezifik mündlicher Kommunikation*. Tübingen.

Gerdes, Jens (2006). Zur Spiegel-Titelgeschichte „Rettet dem Deutsch" – Eine „quasi wissenschaftliche" Betrachtung. In: *Sprachreport* 4, S. 10-13.

Gottsched, Johann Christoph (1762): *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst, und bei dieser fünften Auflage merklich verbessert*. Leipzig [= J. Ch. Gottsched: Ausgewählte Werke. Hg. von P. M. Mitchell. 8. Band. Bearbeitet von H. Penzl. Berlin/New York 1978].

Harris, Roy (1998): The Dialect Myth. In: Roy Harris/George Wolf (Hgg.): *Integrational Linguistics. A First Reader*. Oxford, S. 83-95.

Hymes, Dell (1972): On Communicative Competence. In: J. B. Pride u. Janet Holmes (Hgg.): *Sociolinguistics*. Hammondsworth, S. 269-293.

Keller, Rudi (2003): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 3., durchges. Aufl. Tübingen/Basel.

Keller, Rudi (2006): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*, H. 3, S. 193-205. Auch unter: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/rudi.keller/download/Sprachverfall.pdf

Löbner, Sebastian (2003): *Semantik. Eine Einführung*. Berlin/New York.

Love, Nigel (1998): The Fixed Code Theory. In: Roy Harris/George Wolf (Hgg.): *Integrational Linguistics. A First Reader*. Oxford, S. 49-67.

Lyons, John (1983): *Die Sprache*. München.

Mann, Thomas (2003): *Tagebücher 1946-1948*. Frankfurt a.M.

Niehr, Thomas (2002): *Anmerkungen zu einer populären Anglizismen-Kritik. Oder: Von der notwendig erfolglos bleibenden Suche nach dem treffenderen deutschen Ausdruck*.
http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/niehr/anglizismen.html
(Eine gekürzte Fassung dieses Aufsatzes erschien in: *Sprachreport* 4/2002, 4-10.)

Saussure, Ferdinand de (1997): *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr*. Frankfurt a.M.

Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München.

Schiewe, Jürgen (2001): Aktuelle wortbezogene Sprachkritik in Deutschland. In: Stickel (Hg.) (2001), S. 280-296.

Schiewe, Jürgen (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik. In: Angelika Linke/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hgg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen, S. 401-416.

Schneider, Jan Georg (2005): Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*, H. 2, S. 154-177.

Schneider, Jan Georg (2006a): Gibt es nichtmediale Kommunikation? In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 44, S. 71-90.

Schneider, Jan Georg (2006b): Language and mediality: On the medial status of 'everyday language'. In: *Language & Communication* 26, S. 331-342.

Schneider, Jan Georg (2006c): Von free-floatendem Kapital, Hardlinern und Instructions. Linguistische Anmerkungen zur populären Anglizismenkritik. In: *LeO* (Internet-Zeitschrift) 12/2006, www.tu-chemnitz.de/phil/leo/rahmen.php.

Schreiber, Mathias (2006): Deutsch for sale. In: *Der Spiegel* 40, S. 182-198.

Seidl, Claudius (2006): Der Zwiebelfisch stinkt vom Kopf her. Warum der Sprachkritiker Bastian Sick so unglaublich nervt. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 44, S. 25.

Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.

Spitzer, Manfred (2005): *Nervensachen. Geschichten vom Gehirn*. Frankfurt a.M.

Spitzmüller, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin/New York.

Spitzmüller, Jürgen (2006): Eine Frage der Einstellung? Bewertungen des Sprachwandels in Linguistik und Öffentlichkeit. In: *Der Sprachdienst* 50, H. 2-3, S. 41-54.

Stickel, Gerhard (Hg.) (2001): *Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel*. Berlin/New York.

Weinrich, Harald (1985): *Wege der Sprachkultur*. Stuttgart.

Wittgenstein, Ludwig (1984): Philosophische Untersuchungen. In: *Werkausgabe* in 8 Bänden, Bd. 1. Frankfurt a.M., S. 225-580.

Zabel, Hermann (Hg.) (2003): *Denglisch, nein danke! Zur inflationären Verwendung von Anglizismen in der deutschen Gegenwartssprache*. Paderborn.

Zimmer, Dieter E. (1997): *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*. Reinbek.

O. Verf. (1984): „Eine unsäglich scheußliche Sprache". Die Westdeutsche Industriegesellschaft verliert ihre Schriftkultur. In: *Der Spiegel* 28, S. 126-136.

Dr. Jan Georg Schneider
Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft
der RWTH Aachen
Eilfschornsteinstr. 15
52062 Aachen
j.schneider@isk.rwth-aachen.de